



Birgitt Röttger-Rössler

Wie wichtig sind Eltern?

Zur kulturellen Vielfalt von
Familie, Fürsorge und Erziehung

Birgitt Röttger-Rössler

Wie wichtig sind Eltern?

Zur kulturellen Vielfalt von
Familie, Fürsorge und Erziehung

VANDENHOECK & RUPRECHT

Für
Arthur, Aisya, Adiba und Qiyara
Möget ihr umsorgt und geborgen heranwachsen.

ISBN 978-3-525-70026-6
ISBN 978-3-647-70026-7 (PDF)
ISBN 978-3-666-70026-2 (eLibrary)
DOI <https://doi.org/10.13109/9783666700262>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Brill Deutschland GmbH, Robert-Bosch-Breite 10, 37079 Göttingen, Deutschland

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig. Text- und Datamining zu kommerziellen Zwecken bedarf der Genehmigung des Verlags.

Vandenhoeck & Ruprecht und Brill Deutschland GmbH sind Teil von De Gruyter Brill.
www.degruyterbrill.com

Fragen zur allgemeinen Produktsicherheit: productsafety@degruyterbrill.com

Umschlagabbildung: Design von Maren Jordan mit Hilfe von KI (ChatGPT)
Satz: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

Inhalt

Einführung	7
-------------------------	----------

Teil 1: Vielfache Geborgenheiten. Bindungsformen aus sozialanthropologischer Sicht

1.1 Wie wichtig sind Mütter? Ein kritischer Blick auf die psychologische Bindungstheorie	15
Die psychologische Bindungstheorie	15
Multiple Fürsorgesysteme	17
Sensitive Responsivität	29
1.2 Ausdrucksformen von (elterlicher) Liebe	32
»I Love You are for white people«	32
Lieben heißt Sorgen	34
1.3 Take-away-Lektion	38
Anregungen für Fachkräfte	39
Anregungen für Eltern und weitere Bezugspersonen	40

Teil 2: Sozialisation und Erziehung

2.1 Zur kulturellen Vielfalt von Erziehungsmodellen	43
Fallbeispiel 1: Indonesien (Makassar)	44
Fallbeispiel 2: Ecuador (Runa)	54
Fallbeispiel 3: Vietnam	61
Fallbeispiel 4: Japan	69
Fallbeispiel 5: Golfstaaten (Bahrain, Oman, Qatar)	77
Fallbeispiel 6: Deutschland	86

2.2 Take-away-Lektion	95
Anregungen für Fachkräfte	97
Anregungen für Eltern und weitere Bezugspersonen	98

Teil 3: Erziehen und Heranwachsen in Migrationskontexten

3.1 Transnationale Lebenswelten	103
Eine deutsch-vietnamesische Familienbiografie	104
Nähe auf Distanz	108
1,5. Generation	109
2. Generation	111
Zusammenfassung	114
3.2 Erziehungsstile im Widerspruch	115
Erziehungshilfe	116
Elternbildung	117
Kinderschutzinterventionen	121
Zusammenfassung	129
3.3 Nicht-Zugehörigkeit	131
Mehrsprachigkeit	132
Elterliche Traumata	136
Identitätsfindung	139
Zusammenfassung	141
3.4 Take-away-Lektionen	142
Transnationale Familien	142
Erziehungsstile im Widerspruch	143
Nicht-Zugehörigkeit	144
Anregungen für Fachkräfte	145
Anregungen für Eltern und weitere Bezugspersonen	146
Fazit: Wie wichtig sind Eltern?	147
Danksagung	152
Literatur	153
Weiterführende Literatur zu multiplen Fürsorgesystemen	165

Einführung

Dieses Buch richtet sich an Fachkräfte aus den Bereichen Soziale Arbeit, Erziehung, Familienhilfe sowie Kinder- und Jugendpsychologie. Es zielt darauf ab, diese mit der sozialen und kulturellen Diversität von Kindheiten, Familienformen, Fürsorgestrukturen, Bindungsmustern sowie Erziehungsvorstellungen und -praktiken vertraut zu machen. Ausreichendes Wissen über diese Vielfalt wird in Einwanderungsländern wie Deutschland zunehmend dringlicher.

Die wissenschaftliche Disziplin der Sozial- und Kulturanthropologie, die auch als Ethnologie bezeichnet wird, hat reichhaltige Studien zur Vielfalt von Erziehungsstilen, Familienkonstellationen und Bindungsformen vorzuweisen, die allerdings bisher wenig Eingang in Psychologie, Pädagogik und Soziale Arbeit gefunden haben. Kenntnisse über diese Vielfalt sind aber bedeutsam im Umgang mit Familien, die durch andere soziale und kulturelle Kontexte geprägt sind und mit ihren Kindern auf eine Art und Weise umgehen, die westeuropäischen Mittelschichtsvorstellungen über »richtige« Kindererziehung nicht entspricht.

Zunächst möchte ich mich selbst vorstellen. Ich bin Sozial- und Kulturanthropologin mit einem Schwerpunkt in der Psychologischen Anthropologie. In den Jahrzehnten meines wissenschaftlichen Forschens habe ich mich mit zahlreichen Themen beschäftigt, z. B. mit Formen sozialer Ungleichheit, Geschlechterkonzeptionen, autobiografischem Erinnern und Erzählen. In den beiden vergangenen Dekaden konzentrierte sich mein Interesse zunehmend auf die Emotionsforschung sowie die Kindheits- und Sozialisationsforschung. Ich habe verschiedene kulturvergleichende Untersuchungen zu Erziehungsstilen und den dahinterstehenden Erziehungsidealen, zur Sozialisation von Emotionen, Formen der Fürsorge für Kinder und der Vielfalt von Familienkonstellationen durchgeführt. Im Rahmen dieser Untersuchungen habe ich auch begonnen, mich kritisch mit der psychologischen Bindungstheorie auseinanderzusetzen, die gegenwärtige Erziehungsleitlinien und Ratgeber – nicht nur in Deutschland – maßgeblich prägt. Meine empirischen Studien habe ich größtenteils im Rahmen

ethnografischer Feldforschungen im südostasiatischen Kontext durchgeführt. Konkret bedeutet dies, dass ich mehrere langfristige Forschungsaufenthalte realisiert habe, bei denen ich eng mit der lokalen Bevölkerung zusammenlebte. Lange stationäre Aufenthalte sind ein Standard ethnografischer Forschung. Sie erlauben es, sich auf die jeweilige Bevölkerungsgruppe einzulassen und keine am Schreibtisch vorgefertigten Fragen an diese heranzutragen, sondern erst einmal das soziale Leben in dem interessierenden Bereich (z. B. Kindererziehung) zu beobachten und erst dann Forschungsfragen zu entwickeln. Gute Kenntnisse der lokalen Sprache sind eine unabdingbare Voraussetzung ethnografischen Arbeitens. Meine erste einjährige Feldforschung habe ich 1984/85 im Rahmen meines Promotionsprojektes in Indonesien auf der Insel Sulawesi bei den Makassar durchgeführt. Die Makassar umfassen rund 2 Millionen Menschen, sind muslimisch geprägt und leben hauptsächlich vom Reisanbau, Fischfang und Handel. Diesem ersten Aufenthalt in einem Bergdorf folgten noch viele weitere, die ich zum Teil in Begleitung meiner Familie, das heißt meines Mannes (und Kollegen) sowie unserer beiden Kinder, durchgeführt habe. Diese waren zu Beginn unserer ersten gemeinsamen Forschungsreise als Familie in den Jahren 1990 und 1991 vier Jahre sowie sechs Monate alt. In diesem Jahr, in dem wir vier gemeinsam mit einer zehnköpfigen lokalen Familie in einem Pfahlhaus lebten, sind einige meiner Vorstellungen über »richtige« Kindererziehung stark ins Wanken geraten und haben mein Interesse an Sozialisation und Erziehung geweckt. Ein erster, wenn auch noch recht oberflächlicher »eye opener« war der Umstand, dass sich das Leben in den kaum möblierten Häusern primär auf dem Fußboden abspielte, so dass sich Kinder, sobald sie stehen konnten, nahezu auf Augenhöhe mit den sitzenden Erwachsenen befanden. Spezifische Kindermöbel waren und sind im ländlichen Kontext nach wie vor völlig überflüssig, womit auch die Unterteilung in kindgerechte und erwachsenenzentrierte Räumlichkeiten entfällt. Elektrizität gab es vor 1993 noch nicht, so dass es entfiel, Kinder vor Steckdosen zu schützen. Spezielles Spielzeug war nicht vorhanden und ist auch heute noch weitgehend unüblich: Kleine Kinder spielen mit Gegenständen des alltäglichen Bedarfs, und größere basteln sich Spielzeug selbst. In meinem Arbeitszimmer steht immer noch ein wundervoller hölzerner Kippelaster mit Reifen aus alten Sandalen, den ein damals siebenjähriger Junge aus unserer Gastfamilie gebaut und mir zum Abschied geschenkt hatte. Durch die Anwesenheit meiner eigenen Kinder boten sich mir vielfältige Einblicke in die kindlichen Lebenswelten und die lokalen Betreuungsformen sowie Erziehungsstrategien. Unser kleiner Sohn wurde zärtlich betreut durch die vielen Familienmitglieder, er wanderte ständig von einem Arm in den anderen und war die meiste Zeit quietschvergnügt. Unsere Tochter war stundenlang draußen mit Spielgefährten in den Gärten und angrenzenden Feldern unterwegs. Sorge

hatte ich nie um sie, ich wusste sie jederzeit gut behütet durch die älteren Kinder in diesen altersgemischten Peergruppen. Meine Erfahrungen aus Sulawesi umfassen mittlerweile über 40 Jahre. Ich bin – mit und ohne Familie – immer wieder zu den Makassar zurückgekehrt, das letzte Mal 2023. Dabei handelte es sich keineswegs jedes Mal um offizielle Forschungsaufenthalte, sondern häufig einfach nur um den Besuch mir sehr lieb gewordener Menschen. Die Kinder, die früher mit meinen spielten, sind mittlerweile ihrerseits Eltern und ihre Kinder sitzen jetzt auf meinem Schoß. Die jungen Mütter, von denen ich damals so viel gelernt habe, sind nun – wie ich – Großmütter geworden; all das verbindet. Aufgrund meiner tiefen Vertrautheit mit dieser Region werden Beispiele aus der Lebenswelt der Makassar immer wieder in dieses Buch einfließen. Sie dienen als roter Faden, an dem entlang ich Beispiele aus meinen weiteren, auf andere kulturelle Kontexte ausgerichteten Forschungen sowie aus der sozial- und kultur-anthropologischen Fachliteratur auffächere. Neben meinen Studien in Indonesien habe ich in Vietnam und insbesondere in der vietnamesischen Diaspora in Deutschland geforscht sowie kulturvergleichende Forschungsprojekte geleitet, die sich mit Sozialisation, Erziehung und emotionaler kindlicher Entwicklung in Madagaskar und Taiwan, aber auch im vietnamesischen Berlin beschäftigten. In den letzten zehn Jahren habe ich viel mit unterschiedlichen Einrichtungen im Bereich der Erziehungs- und Familienhilfe, mit sozialpädiatrischen Zentren sowie mit Kindertagesstätten und Schulen zusammengearbeitet. In diesem Kontext habe ich auch Weiterbildungsvorträge und Seminare zur kulturellen Vielfalt von Erziehung und Kinderfürsorge sowie zu den Herausforderungen der Erziehung in Migrationskontexten gehalten. Im Rahmen dieser Weiterbildungsveranstaltungen wurde von Teilnehmenden immer wieder der Wunsch nach einem entsprechenden Fachbuch geäußert. Diesem Wunsch möchte ich mit dem vorliegenden Buch nachkommen.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil steht das Thema Bindung im Mittelpunkt. Ich werde die vielfältigen Formen, in denen Familie in unterschiedlichen Gesellschaften definiert und gelebt wird, aufzeigen und darlegen, inwieweit dies die Art der Kinderfürsorge prägt. Im Zusammenhang hiermit werde ich auch verschiedene kulturspezifische Vorstellungen über elterliche Liebe ansprechen, die teilweise stark von den Auffassungen abweichen, die in westeuropäischen und nordamerikanischen Mittelschichtsfamilien vorherrschen.

Im zweiten Teil geht es um Sozialisation und Erziehung. Hier steht die Diversität von Erziehungszielen und -praktiken im Zentrum, die stets eng mit den sozialen, ökonomischen und religiösen Strukturen der jeweiligen Lebenswelten verwoben sind. Ich werde diese Vielfalt anhand ausgewählter Bei-

spiele darstellen und auch Aspekten der emotionalen Entwicklung (Gefühlsbildung) von Kindern ausreichend Raum geben.¹

Der dritte Teil des Buches lenkt den Blick auf das Erziehen und Heranwachsen in Migrationskontexten. Hier geht es um die Herausforderungen, denen eingewanderte Familien in Deutschland gegenüberstehen und die häufig zu beträchtlichen Spannungen führen. Spannungen, die sich sowohl innerhalb von Familien entfalten können, aber auch in Interaktion mit Institutionen des Einwanderungslandes sowie im Kontakt mit den Angehörigen, die im Herkunftsland verblieben sind. Diese Reibungen werden zum Teil durch Wertkonflikte verursacht, die sich um divergierende Auffassungen über die richtige Form der Erziehung und Betreuung von Kindern drehen sowie um abweichende Vorstellungen darüber, welche moralischen Werte Kindern vermittelt werden sollten. Ein wichtiges Thema für migrantische Familien bilden Fragen der Zugehörigkeit(en). So fühlen sich Eltern und Kinder häufig unterschiedlichen Welten, Werten und Lebensformen verbunden, oder aber sie leiden an einem latenten Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit oder »Nirgendsganz-Zugehörigkeit«. Ich werde diesen zentralen Aspekt hauptsächlich am Beispiel meiner eigenen Forschungen im »vietnamesischen Berlin« darstellen.

Jedes Kapitel endet mit einer »Take-away«-Lektion, in der die wichtigsten Aspekte des Dargelegten zusammengefasst werden. Im Fazit des Buches werde ich resümieren, was sich durch einen Blick auf die soziale und kulturelle Unterschiedlichkeit von Familienkonstellationen, kindlichen Lebenswelten, Elternrollen und Erziehungspraktiken lernen lässt für unsere Einwanderungsgesellschaft und für einen sensiblen Umgang mit Familien, in denen Erziehungsideale und -stile vorherrschen, die sich nicht mit den Überzeugungen decken, welche die gegenwärtig dominanten Erziehungsmodelle in Deutschland prägen.

Im Verlaufe dieses Buches wird öfter von sozialen und »kulturellen« Kontexten oder von »kulturspezifischen« Modellen und Vorstellungen gesprochen werden. Deshalb gleich zu Beginn ein paar klärende Worte. Der Begriff »Kultur« wird hier nicht auf ein bestimmtes Land oder eine bestimmte ethnische Gruppe bezogen, da es in den einzelnen Ländern zum einen diverse Bevölkerungsgruppen gibt und diese zum anderen in sich sehr unterschiedlich sind. Es gibt nicht »die Deutschen«, vielmehr umfasst die »Nation Deutschland« vielfältige soziale Gruppen, deren Mitglieder jeweils bestimmte Werte, Normen, Einstellungen, Lebensstile sowie Verhaltensroutinen teilen, aufgrund derer sie in

1 Einzelne Teile der beiden ersten Kapitel sind bereits als Online-Publikationen erschienen (Röttger-Rössler 2022; Röttger-Rössler/Thierbach 2025). Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich jedoch um eine wesentliche Erweiterung.

vielerlei Hinsicht ähnlich agieren. Diese geteilten Überzeugungen und Praktiken sind eng verflochten mit übergreifenden historischen, wirtschaftlichen, politischen, religiösen sowie auch naturräumlichen Faktoren, die sich wiederum beständig wandeln. Unter »Kultur« lassen sich also die von einer Gruppe von Menschen geteilten Verhaltensweisen sowie Norm- und Wertvorstellungen verstehen, die sich ständig im Fluss befinden. »Kultur« als System geteilter Überzeugungen und Praktiken ist hochgradig dynamisch und flexibel.

Ich widme mich in diesem Buch übergreifenden sozialen und kulturellen Erziehungszielen und -strategien, das heißt ich betrachte, welche Werte und Kompetenzen Erziehende Kindern grundsätzlich und unabhängig von deren Geschlecht vermitteln wollen. In anderen Worten: Im Mittelpunkt stehen hier geschlechtsübergreifende Aspekte. Die komplexen Formen geschlechtsspezifischer Sozialisation und Erziehung, welche eng mit den jeweiligen sozialen und kulturellen Strukturen verknüpft sind, werden nicht thematisiert. Dies würde, um Verzerrungen zu vermeiden, eine ausführliche Beschreibung der jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen, der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, Genderrollen und Maskulinitäts- sowie Femininitätskonzeptionen erfordern, die den Rahmen dieses Buches sprengen würden.

Und noch eine Vorbemerkung: Ich gebe in diesem Buch Einblick in verschiedene soziokulturelle Lebenswelten, strebe aber keinen systematischen Vergleich an. Mein Ziel liegt darin, die Vielgestaltigkeit von Erziehungsvorstellungen und -praktiken, von Sozialisationsweisen, Familienformen und Eltern-Kind-Beziehungen anhand unterschiedlicher Beispiele aufzuzeigen. Ein solcher »Blick über den Tellerrand« kann dazu beitragen, die begrenzte Reichweite der familiären und pädagogischen Modelle zu erkennen, die in gegenwärtigen westeuropäischen und nordamerikanischen Gesellschaften dominieren und es so ermöglichen, zugewanderten Familien mit größerer Offenheit zu begegnen.

Last but not least möchte ich noch hervorheben, dass ich im Text, wenn möglich, auf genderneutrale Ausdrucksformen zurückgreife. Um der besseren Lesbarkeit willen verzichte ich jedoch auf Schreibweisen mit »Gendersternchen« oder Doppelpunkt und verwende stattdessen in zufälliger Folge die männliche oder weibliche Schreibweise oder das generische Maskulinum, wenn genderneutrale Alternativen fehlen. Im Sinne gendersensibler Sprache mögen sich jeweils bitte alle mitgemeint fühlen.

Teil 1:

Vielfache Geborgenheiten. Bindungsformen aus sozialanthropologischer Sicht

1.1 Wie wichtig sind Mütter? Ein kritischer Blick auf die psychologische Bindungstheorie

Im ersten Teil dieses Buches steht das Thema Bindung im Mittelpunkt, das heißt, es geht um die emotionalen Bindungen, die Kinder in ihren jeweiligen sozialen und kulturellen Lebenswelten ausbilden können. Ich werde mich aus einer kritischen bindungstheoretischen Perspektive mit dieser Thematik befassen, weshalb es einführend kurz um die psychologische Bindungstheorie geht, vor deren Hintergrund ein Einblick in Formen der Kinderfürsorge und Erziehung in verschiedenen außereuropäischen Gesellschaften vermittelt werden soll. Sie werden mit multiplen Fürsorgesystemen bekannt gemacht, in denen die Betreuung von Kindern einer Vielzahl von Personen obliegt, wobei Großeltern und Geschwister besonders wichtig sind. Ich werde die Vorteile dieser Systeme diskutieren, die in der psychischen und physischen Absicherung von Kindern und Eltern liegen, und kritisch auf das Konzept der Feinfühligkeit oder sensitiven Responsivität eingehen, welches in der psychologischen Bindungstheorie eine große Rolle spielt. In diesem Zusammenhang werde ich Ihnen auch einen Einblick in Konzeptionen elterlicher Liebe und Zuneigung geben, die den gängigen Vorstellungen westeuropäischer Mittelklassen entgegenzustehen scheinen.

Die psychologische Bindungstheorie

In entwicklungspsychologischen Fachbüchern, in Lehrmaterialien zur frühkindlichen Entwicklung für Erzieherinnen und Erzieher sowie in zahlreichen Erziehungsratgebern für Eltern spielt die Bindungstheorie (*attachment theory*) eine große Rolle. Diese Theorie wurde in den 1960er-Jahren von dem Entwicklungspsychologen John Bowlby (1958, 1969, 1988) und seiner Kollegin Mary Ainsworth (1967, 1977) entwickelt. Ihnen zufolge sind die frühen Bindungserfahrungen eines Kindes bedeutsam für dessen sozio-emotionale Entwicklung. Das Hauptargument lautet, dass ein Kind sich nur dann psychisch gesund ent-

wickeln kann, wenn es eine sichere emotionale Bindung zur Mutter oder einer anderen **primären Bezugsperson** aufbauen kann. Ausschlaggebend für das Entstehen einer sicheren Bindung ist der Bindungstheorie zufolge, dass die Bezugsperson sich durch **sensitive Responsivität** auszeichnet, also stets äußerst feinfühlig auf die Bedürfnisse und Befindlichkeiten des Kindes reagiert.

Auch wenn bereits Bowlby und Ainsworth darauf hingewiesen haben, dass Kinder eine sichere Bindung auch zu einer anderen Bezugsperson als der eigenen Mutter entwickeln können, so galt ihnen doch die Mutter-Kind-Beziehung als von Natur aus bedeutsam und sie stand im Mittelpunkt ihrer Arbeiten. Ebenso haben auch die vielen späteren empirischen Untersuchungen von Bindungsforschenden immer wieder die Mutter-Kind-Beziehung in den Blick genommen.

Diese Konzentration auf die Mutter als primäre Bezugsperson ist wesentlich auch der Tatsache geschuldet, dass die meisten empirischen Studien in ähnlichen gesellschaftlichen Milieus vorgenommen wurden, und zwar vorwiegend in nordamerikanischen oder westeuropäischen Mittelschichten. Es handelte sich also bei den Stichproben um »WEIRD« Personen, wie Joseph Henrich, Steven Heine und Ara Norenzayan (2010) Menschen nennen, die aus Kontexten stammen, die sich als »western« (westlich), »educated« (gebildet), »industrialized« (industrialisiert), »rich« (reich) und »democratic« (demokratisch) beschreiben lassen (siehe Exkurs 1).

Exkurs 1: Was bedeutet WEIRD?

Bei einer kritischen Untersuchung etlicher psychologischer Studien stellten Henrich, Heine und Norenzayan (2010) fest, dass 96 % aller Probanden in den Studien hauptsächlich aus der nordamerikanischen sowie westeuropäischen Mittelklasse kamen. Genauer gesagt handelte es sich um »WEIRD« Personen, das heißt Menschen aus gesellschaftlichen Kontexten, die die Forschenden als »western« (westlich), »educated« (gebildet), »industrialized« (industrialisiert), »rich« (reich) und »democratic« (demokratisch) beschrieben. »WEIRD« Personen dominierten als Teilnehmende in den untersuchten empirischen Studien, obwohl diese Gruppe nur etwa 12 % der Weltbevölkerung ausmacht. Und selbst innerhalb dieser 12 % sind diese Probandinnen nicht repräsentativ, da es sich primär um Studierende handelte, also Angehörige eines akademischen Umfelds, dem oft auch die Forschenden selbst angehörten. Die auf diesen »WEIRD«-Studien aufbauenden Theorien beanspruchen oft universelle Gültigkeit, die aber auf derartig eingeschränkten Datengrundlagen nicht behauptet werden kann. Den Studien kommt somit nur eine begrenzte Gültigkeit zu.

In den genannten »WEIRD«-Kontexten sind **nuklear- oder kernfamiliäre** Strukturen vorherrschend, das heißt es dominieren Familienformen, bei denen in der Regel zwei Generationen, nämlich Eltern und ihre leiblichen oder adoptierten Kinder, in einem Haushalt zusammenleben. Neben den kernfamiliären Strukturen ist in westeuropäischen und nordamerikanischen Kontexten die Annahme weitverbreitet, dass Mütter »von Natur aus« die primären Bezugspersonen ihrer Kinder sind, und eine enge Mutter-Kind-Beziehung somit »naturgegeben« ist (Keller 2012, 2014; Keller/Chaudary 2017; Meehan/Hawks 2011).

Abgesehen von dem Fokus auf der Mutter als primärer Bezugsperson ist bedeutsam, dass in der psychologischen Bindungstheorie eine enge emotionale Bindung als exklusive Zweierbeziehung konzipiert wird. Das zeigt sich bereits in dem Begriff der **primären** Bezugsperson. Der Terminus hat einen doppelten Sinn: primär zum einen im Sinne von zentral, wichtig und bedeutsam, zum anderen aber auch im zeitlichen Sinn. In westlichen Mittelklassefamilien sind meist die Eltern die ersten – und oft auch ausschließlichen – Bezugspersonen kleiner Kinder. Großeltern, Tanten, Onkel spielen nur periphere, gelegentliche Rollen; erst später mit Eintritt in den Kindergarten kommen weitere Bezugspersonen für die Kinder hinzu. Vielfältige Bindungen zu einem Netz von Bezugspersonen sind in dem klassischen Bindungsmodell nicht vorgesehen.

Multiple Fürsorgesysteme

In zahlreichen Gesellschaften werden Kinder von einer Vielzahl von Personen umsorgt und betreut, das heißt: Mütter und Väter sind weder die einzigen noch die primären Bezugspersonen ihrer Kinder und zeigen auch in ihrer Fürsorge keine sensitive Responsivität im Sinne der psychologischen Bindungstheorie. Sozialanthropologische sowie auch vergleichende kulturpsychologische Arbeiten belegen, dass weltweit diese sogenannten **multiplen Fürsorgesysteme** überwiegen. Sie sind für zahlreiche Länder in Asien, Ozeanien, Afrika, Süd- und Mittelamerika sowie das indigene Nordamerika sehr gut dokumentiert (siehe Übersichtstabelle). Auch für verschiedene europäische Länder gibt es Belege. Im Anhang findet sich eine Übersicht mit entsprechenden weiterführenden Literaturverweisen zu Forschungen über multiple Fürsorgesysteme, die Interessierten eine vertiefte Auseinandersetzung ermöglicht.

Region/Kontinent	Land
Die Amerikas (Süd-, Zentral-, Nordamerika und die Karibik)	Brasilien, Ecuador, Guatemala, Kanada, Mexiko, Nicaragua, Peru, USA und Hawaii, sowie Karibikstaaten, z. B. Antigua und Barbuda, Jamaica
West-, Zentral-, und Ostafrika sowie das Südliche Afrika	Benin, Elfenbeinküste, Gambia, Ghana, Kamerun, Kenia, Kongo, Liberia, Mali, Mosambik, Namibia, Nigeria, Senegal, Südafrika, Tansania, Zentralafrikanische Republik
Asien (ohne Südostasien) und die Golfregion	Bahrain, China und Tibet, Indien, Iran, Israel, Oman, Qatar, Sri Lanka, Taiwan
Südostasien, Ozeanien	Australien, Indonesien, Myanmar, Papua-Neuguinea, Philippinen, Salomonen, Samoa, Thailand, Tonga, Vietnam
Europa	Griechenland, Großbritannien, Irland, Italien, Norwegen, Österreich, Portugal, Spanien, Türkei

Übersichtstabelle: Belege multipler Fürsorgesysteme in der sozial- und kultur-anthropologischen Literatur nach Weltregion und Land (Stand 2026).

Multiple Fürsorge: Fallbeispiele

Nachfolgend werde ich anhand verschiedener ethnografischer Fallbeispiele versuchen, multiple Fürsorgesysteme zu veranschaulichen.

Das erste Beispiel führt uns in die Demokratische Republik Kongo, zu den Efe (Mbuti), einer ca. 50.000 Menschen umfassenden Gemeinschaft, die hauptsächlich im und vom Regenwald im Kongobecken vom Jagen und Sammeln lebt. Sozialanthropologen haben untersucht, wer bei den Efe wie viel Zeit mit Neugeborenen und Kleinkindern verbringt – mit folgendem Ergebnis (Ivey 2000; Tronick/Morelli/Winn 1987):

- Neugeborene werden während 39 % des Tages nicht von ihren Müttern, sondern von anderen Personen betreut – etwa von Vätern, Großeltern, Geschwistern und oder anderen Gruppenmitgliedern.
- Im Durchschnitt wechseln sie 3,7-mal pro Stunde die betreuende Person.

- Im Alter von 18 Wochen verbringen Efe-Babys bereits 60 % des Tages in der Obhut anderer Personen als ihrer Mütter, wobei sie durchschnittlich 8,3-mal pro Stunde die Betreuungspersonen wechseln.

Neugeborene und Kleinkinder verbringen bei den Efe also einen Großteil ihrer Zeit in der Obhut anderer Betreuungspersonen als ihrer Mütter. Es liegt daher nahe, dass sie von Beginn an Bindungen zu mehreren Bezugspersonen aufbauen.

Ähnliche Fürsorgesysteme und Zahlen zu den Betreuungsverhältnissen liegen auch für andere Jägerinnen- und Sammlergruppen in Tansania, Namibia, Zentralafrika sowie für weitere ethnische Gruppen vor (siehe Boyette 2016; Crittenden/Marlowe 2008; Kruger/Konner 2010; Meehan 2005).

»Was gehen uns hier Jäger- und Sammlerinnengruppen irgendwo in Afrika an?«, werden Sie sich jetzt vielleicht fragen. Nun, die ersten dieser Studien entstanden in den 1980er-Jahren und revolutionierten die Geschlechterforschung, die damals gerade entstand. Denn die Ergebnisse dieser Studien brachten das weitverbreitete Bild ins Wanken, dass die enge und sich primär zwischen Mutter und Kind entwickelnde Bindung eine biologisch verankerte Universalie sei, das heißt, dass es überall auf der Welt die Mütter sind, die sich hauptsächlich um ihre Neugeborenen und Kleinkinder kümmern. Andere Bezugspersonen würden nur dann relevant werden, wenn die Mütter etwa erkranken oder sterben. Die Studien belegen jedoch, dass sich von Geburt eines Kindes an keineswegs nur die Mütter, sondern mehrere weitere Bezugspersonen um dieses kümmern, es also vielfach geborgen ist.

Weiterhin rückten diese Studien erstmals die Bedeutung von Vätern in den Mittelpunkt. Arbeiten wie die des Sozialanthropologen Barry Hewlett, der in den 1980ern bei den Aka, einer vom Jagen und Sammeln lebenden Gemeinschaft in Zentralafrika, forschte, zeigten, dass die Aka-Väter sich intensiv und sehr fürsorglich um ihre Kleinkinder kümmern: Sie verbringen ca. 51 % ihres Tages mit den Kleinen und haben diese dabei entweder am Körper oder aber in Armeslänge Entfernung. Das Buch »Intimate Fathers« von Hewlett (1991) löste in der Sozial- und Kulturanthropologie einen Boom von Studien zu Vaterschaft und väterlichem Verhalten in unterschiedlichen Gesellschaften aus.

Mit den Vätern rückten aber auch die weiteren Bezugs- und Betreuungspersonen von Kindern in den Blickpunkt. Das Augenmerk galt von nun an nicht mehr nur der Mutter-Kind-Dyade, sondern den weiteren Personen, die in die Betreuung und Versorgung von Neugeborenen und Kleinkindern eingebunden sind. Hierzu zählen nahe Verwandte wie Großmütter, Großväter, Tanten, Onkel, aber auch ältere Geschwisterkinder sowie Erwachsene und Kinder aus dem jeweiligen Umfeld, der Nachbarschaft oder dem Dorf. Die zahlreichen Studien, die in der Folgezeit bezüglich der familiären Organisationsformen und

der Kinderbetreuungssysteme entstanden, belegten, dass Kinder rund um den Globus mehrheitlich in multiplen Fürsorgesystemen heranwachsen und zahlreiche Bezugspersonen unterschiedlichen Alters haben, wobei auch andere Kinder eine große Rolle spielen.

Sehr plastisch schildert z. B. die Kulturpsychologin Hiltrud Otto, die bei den Nso, einer hauptsächlich von der Landwirtschaft lebenden Gemeinschaft in Kamerun, forschte, dass es ihr nahezu unmöglich war, die Mütter der Babys zu identifizieren, die sie bei ihren Alltagsaktivitäten in den Nso-Siedlungen beobachten konnte:

[...] die Identifikation der Mütter war schwieriger als erwartet. Die Säuglinge hatten eine große Anzahl an vor allem weiblichen Betreuungspersonen. Wie ich herausfand, konnte es eine Mutter, ein älteres Geschwisterkind oder eine Nachbarin sein. Anhand ihres Verhaltens war nicht ersichtlich, dass es sich nicht um die biologische Mutter handelte. Obwohl Kinder nachts normalerweise im Haus ihrer Familie schliefen, kam es auch vor, dass Kinder von Verwandten oder von Nachbarn auch über Nacht blieben – so dass Schlafarrangements nur als grobe Orientierung für familiäre Strukturen dienten. (Otto 2014, S. 215, Übersetzung: Röttger-Rössler)

Mit dem nächsten Beispiel führe ich Sie vom afrikanischen Kontinent nach Indien. Auch in diesem riesigen Land sind multiple Fürsorgesysteme weitverbreitet und gut dokumentiert. Äußerst anschaulich beschreibt z. B. die Anthropologin Susan Seymour (1999), die in Nordindien (Odisha) forschte, eine typische Szene im indischen Familienalltag:

Ältere Schwester (Tante des Kindes väterlicherseits) verließ den Raum und kehrte mit dem einen Monat alten Bapu auf dem Arm zurück. Zwei Nachbarmädchen (16 und 18 Jahre alt) kamen herein und setzten sich. Ältere Schwester legte Bapu rücklings auf die hölzerne Plattform, auf der sie saß. Bapu war nicht gewindelt, er urinierte und begann zu weinen. Ältere Schwester ignorierte ihn. Eins der Nachbarmädchen nahm ihn hoch, hielt ihn für einen Moment, und Bapu hörte auf zu weinen. Sie übergab ihn dann an das andere Mädchen. Die beiden setzten ihn sich abwechselnd auf ihren Schoß. Bapus Mutter kam herein, nahm Bapu den Mädchen ab und hielt ihn einen Moment. Dann gab sie ihn zurück an eins der Mädchen und verließ den Raum. Bapu weinte nicht oder protestierte gegen den Fortgang seiner Mutter. Einen Moment später kam Großmutter herein mit dem halb schlafenden Rabi (Bapus 2 Jahre altem Bruder) auf dem Arm [...]. (Seymour 1999, S. 81, Übersetzung: Röttger-Rössler)

Seymour zufolge oblagen den Müttern in ihrer Studie nur 50 % der Fürsorge für ihre Säuglinge und Kleinkinder; die anderen 50 % wurden von anderen, hauptsächlich weiblichen Familienangehörigen und Nachbarinnen übernommen. In diesem Kontext ist es wichtig zu wissen, dass in Nordindien mehrgenerationale, patrilineare *joint families* (verbundene Familien) die Regel sind, bei denen Eltern mit ihren männlichen Kindern und deren Frauen und Kindern in einem Haushalt (oder in unmittelbarer Nachbarschaft) leben und einander so täglich bei diversen Aufgaben unterstützen können. Seymour resümiert, dass Kinderbetreuung in Nordindien eine geteilte Aufgabe darstellt, in die etliche, vorwiegend weibliche Personen aus dem jeweiligen Haushalt sowie der Nachbarschaft eingebunden sind. Sie betont, dass Kinder dadurch von klein auf lernen, eine Vielzahl von Bezugspersonen zu akzeptieren, diesen zu vertrauen und sich von ihnen umsorgen zu lassen. Die Kinder bilden vielfältige Bindungen aus. In anderen Worten: Sie sind nicht nur auf ein oder zwei »primäre Bezugspersonen« fixiert, sondern in ein Netz von Bezugspersonen eingebettet, das in seiner Gesamtheit von den Kindern als sicher und stabil erlebt wird. Durch diese unterschiedlichen Bezugspersonen, die alle auf unterschiedliche Art und Weise mit den Kindern interagieren und jeweils andere Stimmen sowie Körpergerüche haben, werden schon die Kleinsten von früh an auf vielfältige Art sinnlich stimuliert – im Gegensatz zu Babys, die stets nur von ein oder zwei Bezugspersonen umsorgt werden. Seymour unterstreicht, dass diese Vielfalt an Bezugspersonen nicht zu einer »unsicheren Bindung« führt, wie von westlichen Bindungstheoretikern behauptet, sondern zu »a *diffusion of affect* and multiple bonds of attachment« (Seymour 2013, S. 130, Hervorhebung im Original). Mit der Begrifflichkeit *diffusion of affect* (Gefühls- oder Affektausbreitung) meint sie, dass sich frühkindliche Gefühle der Geborgenheit, Sicherheit und des Wohlbefindens, aus denen später Zuneigung und Liebe entstehen, auf einen größeren – aber keineswegs beliebigen – Personenkreis erstrecken. Seymour vertritt die Ansicht, dass diese Affektdiffusion zwischen Familienmitgliedern den »Klebstoff« (*glue*) bildet, der die Familien zusammen-schweißt (Seymour 2013, S. 130). Ein wichtiger Aspekt, der meine These stützt, dass Kinder in multiplen Fürsorgekonstellationen eine stabile Bindung an eine altersgemischte Gruppe von Personen entwickeln, die sie von ihrem ersten Lebenstag an verlässlich umsorgt und die ihnen – auch sinnlich – äußerst vertraut ist. In anderen Worten: Die »sichere Bindung« der Kinder resultiert nicht aus ihrer Beziehung zu ein oder zwei zentralen Bezugspersonen, sondern aus ihrer festen Einbettung in ein Beziehungsnetz. Sie sind, wie ich es nenne, vielfach geborgen.

Lassen Sie mich noch kurz auf die Formen der Kinderbetreuung bei den bereits erwähnten Makassar in Indonesien eingehen. In dieser Gesellschaft ist

ebenfalls die multiple Fürsorge vorherrschend, und zwar im ländlichen sowie im städtischen Kontext (Röttger-Rössler 2014). Neugeborene und Kleinkinder werden stets von zahlreichen Personen betreut, beaufsichtigt und herumgetragen, seien es Großmütter, Großväter oder mit im Haushalt oder in der Nähe lebende Tanten, Onkel, Cousinen, Cousins, ältere Geschwister oder Nachbarskinder. Beständig hat jemand die Kleinen im Blick und reagiert auf ihre Signale. Weinende und schreiende Kleinkinder sind äußerst selten, und allein gelassen werden sie nie. Die Nächte verbringen Stillkinder meist bei der Mutter, aber es kommt auch oft vor, dass sie bei jemand anderem einschlafen und dann der Mutter zum Stillen gebracht werden. Schlafarrangements sind insgesamt sehr flexibel, wie es auch Otto (2014) für die Nso beschrieben hat und wie es in zahlreichen Gesellschaften üblich ist (Barry 2019). Ich persönlich habe die Zeit, die ich gemeinsam mit meinem Mann und unseren beiden kleinen Kindern in einer makassarischen Großfamilie verbrachte, als unglaublich entspannend erlebt, wie der folgende Auszug aus meinem damaligen Feldtagebuch illustriert:

Feldtagebuch, 28.09.1990

Es ist so einfach hier Kinder großzuziehen. Wir sind nicht allein für sie verantwortlich. Unser Kleiner wird ständig von irgendeinem Familienmitglied herumgetragen und beaufsichtigt. Ich bekomme ihn eigentlich nur noch zum Stillen. Und unser Töchterchen ist den ganzen Tag mit Gleichaltrigen draußen unterwegs. Seit ein paar Wochen schläft sie auch, wie es hier üblich ist, in anderen Häusern in der Nachbarschaft. Manchmal sehe ich sie nur kurz an einem Tag. Wie es wohl wird, wenn wir wieder in Deutschland sind und als Kernfamilie eingemauert in unserer Stadtwohnung leben?

Multiple Fürsorge: Großeltern

Großeltern spielen in Gesellschaften mit multiplen Fürsorgesystemen eine wichtige Rolle (Shwalb/Hossain 2018), so auch bei den Makassar. Eine makassarische Redensart besagt, dass die Jüngsten und die Ältesten zusammengehören: Ältere Menschen bringen die nötige Geduld für die Jüngeren mit; und diese wiederum die Lebendigkeit, die Älteren guttut. Kleinkinder auf dem Arm, an der Hand oder in der Nähe ihrer Großmütter, aber auch ihrer Großväter, sind ein alltäglicher Anblick, wie Abbildung 1 illustriert.



Abb. 1: Makassarische Großmutter mit Enkelkind. © Martin Rössler 2014

Oft konnte ich während meiner Feldforschung auch beobachten, dass jüngere sowie ältere Kinder eine längere Zeit, teilweise sogar Jahre, im Haushalt der Großeltern oder einer Tante, eines Onkels lebten. Die Initiative ging dabei meist von den Kindern aus, wenn sie sich zu einem bestimmten Familienmitglied besonders hingezogen fühlten. Interessant finde ich in diesem Zusammenhang, dass es in der makassarischen Gesellschaft nicht negativ bewertet wird, wenn sich zwischen Mutter und Kind keine besonders enge emotionale Beziehung entwickelt oder wenn ihr Verhältnis nicht besonders gut ist. In den dichten familiären Beziehungsnetzen finden Kinder in solchen Fällen dennoch genügend andere verlässliche und zugewandte Bezugspersonen. Ein emotional distanziertes Verhältnis zur Mutter bedeutet daher keinen Mangel an Geborgenheit oder Nähe für das Kind. Es besteht sozusagen für beide Seiten kein »Zwang zur Mutterliebe«, das heißt kein sozialer Druck, einer idealisierten Mutter-Kind-Bindung entsprechen zu müssen.

Das liegt daran, dass Kinder in multiplen Fürsorgesystemen nicht als persönlicher »Besitz« der biologischen Eltern angesehen werden, sondern dass sie als

Teil einer großen, transgenerationalen Gruppe von Verwandten gelten, die sich alle für die jüngere Generation verantwortlich fühlen. Innerhalb dieses Netzwerks können sie aktiv Beziehungen knüpfen und auf diese Weise beeinflussen, welche Personen ihre primären Bezugspersonen werden.

Derart flexible Familiensysteme fungieren auch als effektive soziale Absicherungssysteme: Eltern, die in prekären ökonomischen Verhältnissen leben oder von Krankheit und anderen Krisen betroffen sind, können die Verantwortung für ein oder mehrere Kinder an nahe Verwandte abgeben, welche die Kinder vorübergehend oder auch dauerhaft aufziehen. In Regionen mit schlechter Infrastruktur bildet auch die Möglichkeit des Schulbesuchs ein zentrales Motiv, um Kinder im entsprechenden Alter bei Verwandten aufwachsen zu lassen, die in der Nähe von Schulen wohnen.

Multiple Fürsorge: Kindspflegschaften

Eine Sonderform multipler Fürsorgesysteme bilden Konstellationen, in denen die Kinder von Anbeginn an nicht im Haushalt ihrer leiblichen Eltern heranwachsen, sondern bei einer verwandten Familie. In der sozialanthropologischen Literatur werden derartige Fürsorgesysteme unter den Begriffen »Kindspflegschaft« (*child fosterage*) oder »alloparentale Fürsorge« (*alloparental care*) für zahlreiche Gesellschaften beschrieben. Es handelt sich hier aber nicht um Adoptionen, sondern um informale Vereinbarungen innerhalb der Verwandtschaft. Sehr gut dokumentiert sind Modelle derartiger verwandtschaftsbasierter Kindspflegschaft für West- und Südafrika, Ozeanien, Südostasien, Lateinamerika und die Karibik sowie für ethnische Minderheiten in Nordamerika (Literatur siehe Anhang).

Diese Fürsorgesysteme ermöglichen es Kindern aus ökonomisch prekären oder durch Krisen geprägten Elternhäusern, in ökonomisch und psychisch stabilen Verhältnissen aufzuwachsen, was sich positiv auf ihre körperliche und mentale Gesundheit sowie Bildungsmöglichkeiten und damit ihre generellen Lebenschancen auswirkt (Brandl/Emmott/Mace 2023; Leinaweaver 2014). Ein wesentlicher Vorteil liegt auch in der nicht unwesentlichen Erfahrungs- und Kompetenzerweiterung der Kinder, z. B. wenn sie aus einem ländlichen in einen städtischen Kontext wechseln sowie neue Lebensentwürfe und Tätigkeitsfelder kennenlernen. Dieses Motiv spielt beispielsweise bei den Makassar eine große Rolle. So werden auch immer wieder Kinder (meist im Grundschulalter) zu entfernt oder auf anderen Inseln lebenden Verwandten geschickt, bei denen sie dann aufwachsen. Dies geschieht in der Regel nicht aus einer Notlage der Eltern heraus, sondern um den Kindern andere Perspektiven und Lebensent-

würfe aufzuzeigen. Gegen ihren Willen werden die Kinder nicht zu Verwandten gesandt. Meist sind bereits vorhandene enge Bindungen an eine Person der ausschlaggebende Faktor, z. B. wenn eine Lieblingstante in der Stadt als Lehrerin arbeitet oder ein Lieblingsonkel auf einer anderen Insel ein florierendes Unternehmen eröffnet hat. Sollten die Kinder jedoch zurückwollen, so steht ihnen dies stets offen. Es ist wichtig zu betonen, dass durch die beschriebenen, informalen Pflegschaftsverhältnisse keineswegs die Beziehungen zu den biologischen Eltern oder Geschwistern an Bedeutung verlieren oder abgebrochen werden. Dies ist auch der Fall, wenn kinderlose Paare ein Neugeborenes aus der Verwandtschaft aufziehen, um ihre Kinderlosigkeit zu kompensieren und auch Erben (etwa für ihr Land) zu haben. Diese Kinder leben vollständig bei ihren Pflegeeltern, wissen aber um ihre leiblichen Eltern sowie Geschwister und stehen in Kontakt mit diesen.

Im Kontext wachsender globaler Arbeitsmigration nimmt die Bedeutung von derartigen verwandtschaftsbasierten Fürsorgearrangements konstant zu. Zahlreiche Studien weisen darauf hin, dass Großeltern, insbesondere Großmütter diesbezüglich eine dominante Rolle spielen (Brandl et al. 2023; Buchanan/Rotkirch 2018; Hoang/Lam/Yeoh/Graham 2014; Knodel/Nguyen 2015; Nelson 2020; Smith 2018). Es sind die hier beschriebenen multiplen Fürsorgesysteme, welche es Eltern ermöglichen, die ökonomische Situation der Familie und damit auch die Zukunftschancen ihrer Kinder durch regionale oder internationale Arbeitsmigration zu verbessern. Es kann davon ausgegangen werden, dass Kinder, die von frühester Kindheit an multiple Bindungen ausbilden konnten und eine Vielzahl von Bezugspersonen haben, die temporäre Abwesenheit eines oder beider Elternteile besser verkraften als Kinder aus nuklearfamiliären Konstellationen mit einer exklusiven Mutter-/Vaterbindung. Dennoch haben transnationale Familien mit zahlreichen Herausforderungen zu kämpfen, auf die ich in Teil 3 noch ausführlich eingehen werde.

Multiple Fürsorge: Geschwister und Spielkameraden

Einen großen Teil des Tages verbringen makassarische Kinder in Gruppen mit Peers, in denen sie weitgehend unbeaufsichtigt durch ihre Eltern, Großeltern oder andere erwachsene Bezugspersonen ihren eigenen Beschäftigungen nachgehen. Sobald sie sicher auf den Beinen sind, beginnen sich Kleinkinder den älteren Kindern anzuschließen: Ungefähr ab ihrem dritten Lebensjahr sind Kinder stundenlang in kleinen Gruppen mit Geschwistern und Peers unterwegs. Ähnlich den Abbildungen 2 und 3 sind Kindergruppen oft altersgemischt, wobei die Älteren stets die Beaufsichtigung der Jüngeren übernehmen und auch dafür